

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 223

Dienstag, 24. September.

1929.

(13. Fortsetzung.)

Der neue Inspektor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Robert Misch.

An einem Sonntagvormittag nach der Kirche nahm der Alte Platen unter den Arm und spazierte mit ihm um das Dorf herum, die Klühower Landstraße entlang.

Er sprach erst von diesem und jenem, von der Aussaat, von dem Wetter und den Kornpreisen, die gottlob langsam wieder steigen. Plötzlich blieb er stehen, stemmte sich auf den dicken Knotenstock und blickte den jungen Mann forschend an.

„Na, was meinen Sie, lieber Platen, wenn ich Ihnen meine Elisabeth gäbe?“

Dem stand vor freudigem Schreck das Herz still, aber er blieb äußerlich ganz ruhig.

„Ich sage nicht, daß ich sie Ihnen gebe“, fuhr der Alte verschämt fort. „Aber wenn ich sie Ihnen gäbe, auf welche Weise würden Sie sich erkenntlich dafür zeigen?“

„Ich würde sie unsäglich glücklich machen“, rief Platen enthusiastisch.

Der Alte stieß einen langgedehnten Pfiff aus und blinzelte ihn mit den kleinen, tiefstehenden Augen an, die so spöttisch und boshaft blicken konnten.

„Glücklich — hehe — nu ja — das versteht sich am Rande... Wollt's Ihnen auch nicht anders raten! Aber das genügt nicht. Was habe ich davon?“

„Sie freuen sich an dem Glück Ihres Kindes. Ich weiß nicht, was Sie sonst meinen?“

„Das will ich Ihnen sagen, mein Lieber. Wer meine Elisabeth haben will, der muß einheiraten. Verstanden? In Treßin muß er bleiben, unter meiner Aufsicht!“

„Als Inspektor?“, fragte Platen boshaft.

„Ach was, Inspektor! — Als Schwiegersohn und Erbe natürlich.“

„Ach, Sie würden mir das Gut abtreten oder mich wenigstens zum Teilhaber machen?“

Er stellte sich dumm, trotzdem er genau wußte, wo hinaus der Alte wollte.

Der sah ihn mit einem Blick an, der jeden anderen niedergeschmettert hätte.

„Sie sind wohl nicht ganz richtig! Das könnte Ihnen so passen! Warum soll ich nicht lieber gleich ins Ausgedinge gehen wie bei den Bauern. Wenn ich meine Tochter jemand gebe, so will ich doch nicht noch was dazu geben. Mir muß man was geben dafür.“

„Ihnen, Herr Ökonomierat?“, fragte Platen ehrlich verblüfft.

„Gott — ich will sie eigentlich überhaupt nicht verheiraten.“

„Nun, ich würde mich gern allen Ihren Bedingungen fügen“, lenkte Platen schnell ein. „Ich würde mit Freuden bei Ihnen bleiben.“

„Hehe, das glaube ich Ihnen! Ein gutes Geschäft für 'nen armen Inspektor!“

„Nun, so ganz arm bin ich doch auch nicht!“

„So? Wieviel haben Sie denn so ungefähr?“

„Etwa fünfunddreißigtausend Mark.“

„Nicht mehr? Ich habe da neulich einen Landsmann von Ihnen in Stettin kennengelernt, der Ihren Vater kannte. Der soll sehr wohlhabend gewesen sein.“

Platen verzürbte sich leicht.

„Ach, das überschätzen die Leute immer“, erwiderte er harmlos, „wenn einer ein bißchen besser lebt. Mein

Vater machte ein Haus und hatte zuletzt große Verluste. Als er starb, blieb nicht viel übrig. Natürlich haben mich auch meine Studien und die vielen Reisen Geld gekostet.“

„Sie scheinen die verschwenderischen Neigungen Ihres Vaters geerbt zu haben und würden Ihr Geld wohl bald alle machen, mein Lieber.“

„Oh — nicht doch.“

„Nu will ich Ihnen mal was sagen: Wenn ich sie Ihnen gebe, müßte das Geld für meine Tochter sichergestellt werden — als unkündbare Hypothek auf Treßin oder Beulwitz. Natürlich zahle ich Ihnen Zinsen; davon könnten Sie einen Teil Ihrer Ausgaben bestreiten, Kleidung und so weiter. Alles übrige, Wohnung, Essen, Bedienung haben Sie frei. Das ist Ihre Mitgift. — Und außerdem beerben Sie mich mal. Fröh kriegt nur seinen Pflichtteil. — Nu überlegen Sie sich das!“

„Da ist nichts zu überlegen. Ich nehme es mit Freuden an!“

„Das glaube ich! Aber will Sie denn das Mädchen?“

„Ich glaube, ich bin ihr nicht unangenehm.“

„Na, das bildet sich jeder ein. Sie sind ja ein ganz netter, hübscher Mensch; aber die jungen Mädchen haben so ihre eigenen Ideen über Liebe und Heiraten. Zwingen will ich sie nicht. Das ist Ihre Sache, sie rumzukriegen.“

Nach Tisch ließ der Ökonomierat die beiden jungen Leute allein, die eine lange, ernsthafte Unterredung miteinander hatten.

Voll Ungebuld wartete der Alte auf das Resultat. Sie hätte nicht Ja und nicht Nein gesagt, teilte ihm Platen mit. Sie hätte sich Bedenkzeit aus.

„Ach was — Bedenkzeit! Ich werde mal selbst mit ihr sprechen!“

Innerlich freute er sich jedoch, daß sie so stolz sei und sich nicht wegwürfe. Aber er hoffte, sie dieser Ehe günstig zu stimmen, bei der alles „klappte“. Sie war sein vernünftiges Mädchen, seine echte Tochter, kühl und leidenschaftslos. Sie hatte nicht pouffiert und nicht geschwärmt oder sich gar verliebt wie die meisten anderen Mädchen in ihren Jahren. Also würde sie ja auch die Vorteile dieser Verbindung einsehen.

Elisabeth betrat das Zimmer des Vaters ängstlich und verlegen. Platen hatte sie zwar instruiert, möglichst wenig zu sagen, vor allem nicht gleich „Ja“, damit der Vater nicht mißtrauisch würde. Aber gerade diese Verstellung, an die das ehrliche Mädchen nicht gewöhnt war, drückte sie. Am liebsten hätte sie ihm alles gestanden.

„Damit er mich sofort hinausjagt“, meinte Platen. „Meinst du, mir macht diese Komödie Spaß? Aber wenn er nur das geringste ahnt, daß ich nicht der arme Inspektor bin, der von seiner Gnade abhängt und bei ihm leben muß, oder daß wir uns schon früher gekannt haben — aus ist's. Ich kenne ihn.“

Der Ökonomierat trat ihr mit ausgebreiteten Armen zärtlich entgegen. Heute war nämlich ein sanfter Ton am Platze; und er markierte den „guten, alten Papa“, der nur das Beste seines Kindes im Auge hat.

„Mein liebes Deern“, wenn er weich wurde, sprach er gern Platen, „du stehst da nun vor einem schweren, großen

Entschluß, und dein oll Badding, der es so gut mit sein Liebling meint, kann dir nur den Rat geben. Zwingen werde ich dich natürlich nicht. Siehst du, einen besseren und passenderen Mann kannst du gar nicht kriegen. Sieh mal, dann brauchst du nicht wegzugehen von Treffin und deinem Badding. Und wohnen und essen könntet ihr hier, alles umsonst. Und Mitgift will er auch nicht; er gibt mir noch sein Geld dazu. — Na, was sagst du?

Lisbeth sagte gar nichts und sah ihren Vater bloß stumm an, wie sie Platen instruiert hatte. Aber der Alte schien es als Weigerung aufzufassen und fuhr um eine Nuance schärfer und lauter fort:

„Sonst wirst du eben 'ne alte Jungfer! So einen, der ein bißchen Geld hat und keines haben will und ein tüchtiger Landwirt ist, so einen“ — so einen Dummen, dachte er in Wirklichkeit — „den kriegst du nicht wieder! Ich will dich ja nicht zwingen, bewahre! Aber das sage ich dir“, er schrie sie mit geballten Fäusten und hochrotem Gesicht an, „wenn du den nicht nimmst, dann kannst du dich in acht nehmen. Ich vermache mein ganzes Vermögen zu wohltätigen Zwecken. Ich — na, es ist gut — ich will mich nicht aufregen. Aber wenn dir der gut gefällt . . . Du wartest wohl auf die große Liebe? Unsinn — das steht in den Büchern. Im Leben kommt die Liebe, wenn die Kinder kommen, wenn's euch gut geht, und wenn dein Mann kein Spieler und kein Verschwenker ist. — Heh? Na, so sag' doch auch was, zum Donnerwetter! Mädel, mach' mich nicht toll! Stehst da wie 'n Eiszapfen, statt mir um den Hals zu fallen. Ein Mann, der keine Mitgift will! Großartig! Du sollst ihn heiraten — verstehst du mich! Das heißt, zwingen will ich dich nicht. Du sollst ihn freiwillig heiraten. He? — Denk' doch an dein oll Badding, Deern!“

„Mein Gott — Vater, er gefällt mir ja auch ganz gut. Und wenn dir so viel daran liegt, will ich ihn nehmen. Eigentlich wollte ich gar nicht heiraten.“

Sie errötete doch über die dreiste Lüge; aber der Alte nahm das für mädchenhafte Scheu und rief freudig:

„Na also, das ist ein Wort! Und du wirst sehen, du bereust es nicht!“

Als Lisbeth draußen war und sie den Vater im Zimmer noch immer vergnügt vor sich hinbrummeln und pfeifen hörte, lehnte sie sich gegen die Wand und lachte still vor sich hin.

Kurz vor Weihnachten sollte die Hochzeit stattfinden. Alle Beteiligten waren nicht für langes Warten, das nur dem Gerebde Nahrung gab. Übrigens hielt man auch die Verlobung bis kurz vor der Hochzeit geheim.

Und viel zu besorgen gab es ja nicht. Koloff pries sich glücklich und äußerst gescheit, wenn er an die Kosten und Umstände dachte, die anderswo die Hochzeit einer Tochter mit sich brachte. Keine Aussteuer außer dem Hochzeitskleid und einigen Haustoiletten, die in Klitzow angefertigt wurden. Keine Wäsche für Tisch und Haus, keine neuen Möbel, nichts, nichts brauchte er anzuschaffen. Alles war da und wurde gemeinsam weiterbenuzt.

Das junge Paar sollte in den Zimmern des ersten Stockes hausen, die seit dem Tode der seligen Frau nicht mehr bewohnt wurden. Die Wohnstube hatte noch sehr gute Möbel, ebenso das Schlafzimmer. Für sein Arbeitszimmer wollte Platen die eigenen Sachen nehmen. Ein paar neue Vorhänge und Gardinen, das war alles. Und was etwa noch fehlte, wollte der Bräutigam selbst kaufen, oder man gab einen zarten Wink in Bezug auf das Hochzeitsgeschenk an Böhmans nach Berlin.

Natürlich hatte der Ökonomierat wegen des in sicheren Papieren angelegten Vermögens alles schriftlich abgemacht — notariell. Es wurde ihm bis auf einige tausend Mark, die sich der Bräutigam vorbehielt, zur Verfügung gestellt gegen eine unkündbare Hypothek auf Treffin.

Das Geld sollte die Anzahlung auf Beulwitz sein. Vorläufig war das Gut noch nicht gekauft. So billig es war, versuchte der Ökonomierat doch, den Preis noch herunterzudrücken. (Schluß folgt.)

Morgen und Abend.

I.

Aufsteht der Morgen, hügelan zu schreiten,
Ein Jüngling, stolz und schön von Angesicht,
Dem blondes Sonnenhaar die Stirn umfließt,
Den Vogelszüge leichtbeschwingt geleiten.

Sein Auge flammt durch unerwachte Weiten,
Abspiegelnd silberreines Himmelslicht;
Sein Gang ist Glanz und große Zuversicht,
Den Sieg des jungen Tages zu erstreiten.

Hell blüht die Erde, die sein Mantel streifte.
Die Ferne sieht von seinem Bild entzündet,
Die eben noch mit Dämmer graubereifte;

Und nun er berghoch wie vom Schloßbalkone,
Gerold des Lichts, talhin den Bedruf kündet,
Strahlt über ihn der Sonne Flammenkrone.

II.

Der flammenklare Tag neigt sich zum Ende,
Und mählich, wie der Sonnenball sich senkt,
Sieht er der Ferne bunte Schau verengt
Durch drohend aufgeredte Schattenwände.

Da geht der Abend leise durchs Gelände,
Ein Greis, die Stirne dämmergrau verhängt;
Und was sich lärmend in den Tag gedrängt,
Schließt er in seine kühlen, wellen Hände.

Er weiß, ihm wird kein stolzer Sieg beschieden,
Dem Morgen gleich, lichtjubilend aufzusteigen,
Und heimlich nur ist sein Geschenk: der Frieden.

Er wandert seines stillen Wegs im Tale
Und bringt Verlöbten mit sich und Verwehn,
Ausgiebend übers Land des Schlummers Schale.

Heinrich Heis.

Das Wiedersehen.

Von Leo am Brühl.

Georg Dupont, der von aller Welt gefeierte Fechtmeister, kam mit bewukter, wenn auch nicht absichtlicher Nachlässigkeit die breite Hotelterrasse herab und sah sich, als er in der Halle angelangt war, ein wenig gelangweilt um. Die Halle war fast leer, nur in einer halbhellen Ecke saßen einige Herren in den tiefen Lederesseln und unterhielten sich. Deutsche. Sie konnten wohl den ganzen Raum überblicken, schenkten aber dem Fremden nicht die geringste Aufmerksamkeit. Vielleicht kannte keiner von ihnen Georg Dupont, obwohl seit Wochen alle illustrierten Blätter das Bild des weltberühmten Champions gebracht hatten.

Ein leises, wie unterdrücktes Husteln veranlaßte den Meister, den Kopf langsam nach rechts hinüberzuwenden. Am Schalter des Wechselbureaus stand eine sehr blonde, junge Dame und schrieb eifrig und aufmerksam lange, von nervösen Strichen unterbrochene Zahlenreihen auf einen grau-weißen Zeitungsrand. Mit einer beinahe zwangsläufigen Bewegung griff Georg Dupont nach seiner Brieftasche, blätterte scheinbar gedankenlos darin herum und entnahm dann einem der Fächer einen Fünfhundertfrankenchein, den er jedoch auf dem Wege zu der blonden Dame wieder an seinen Platz zurücklegte, um einen solchen von tausend Franken herauszusuchen. Die Dame nahm wortlos das dünne Papier, ließ es in der Hand prüfend knistern und zahlte mit raschen, geübten Fingern den Gegenwert in deutschem Gelde aus. Die schnelle, halblaut gestellte Frage, ob diese Beschäftigung sie nicht langweile, blieb ohne Erwiderung. Georg Dupont ließ die deutschen Geldscheine achtlos in die Rodtasche gleiten, lüftete mit artiger Verbeugung den Hut und trat auf die belebte Straße hinaus. Im gleichen Augenblick — Georg Dupont erfaßte mit dem geübten Auge des Fechters das Bild im Bruchteil einer Sekunde — schritt an ihm Paul Hartmann vorbei, derselbe Paul Hartmann, der ehemals sein gefährlichster Gegner bei den internationalen Turnieren gewesen war. Bis . . .

In einem jäh aufwallenden Gefühl der Wiedersehensfreude beschloß der große Meister, Paul Hartmann auf der Stelle zu folgen und ihn anzupprechen, ihn herzlich einzuladen, Erinnerungen mit ihm auszutauschen und auch seine eheliche Meinung zu hören in Bezug auf die Aussichten des Treffens, das in zwei Tagen gegen den schwedischen Professional zu bestehen war. Paul Hartmann würde sehr überrascht sein, wirklich. Aber er würde sich freuen, gewiß. Oder . . . nicht?

Der Zwischenfall, der nun fast zwei Jahrzehnte zurücklag, würde doch längst vergessen sein. Damals hatte ein deutsch-französisches Duell stattgefunden um die Meisterschaft



Unterteilung

Inhalt des folgenden Verfilmungsteiles:

Seite fehlt?